Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1933)

Artikel: O du altes Chur! : Erinnerungen einer alten Churerin
Autor: Moor, Anna von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971607

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

O du altes Chur!

Erinnerungen einer alten Churerin

Von Anna von Moor

Während das gute, alte Untertor, trotz seines wehrhaften Aussehens, schon vor vielen Jahrzehnten aus dem Stadtbilde verschwinden mußte, gelang es dem lange nicht so mittelalterlichen Obertor, sich bis auf den heutigen Tag auf seinem Flecke zu behaupten. Nicht nur wußte es sich dem modernen Verkehr, dem Todfeind aller alten Bauwerke, anzupassen, sondern es bildet sogar einen Schmuck für seine ganze Umgebung, der es den Adelsbrief des Althergebrachten, Historischen aufdrückt.

Mit seinem harmonischen Gemisch von Altem und Neuem ist dieser Stadtteil einer der schönsten geworden. Die Wunden, die ihm einst die Plessurkorrektion beibrachte, sind längst geheilt. Wer denkt, im unvergleichlich üppigen Baumgrün des Plessurquais, noch an die bescheidenen Bürgergärtchen, die zu der Reihe von alten Giebelhäusern gehörten und bis tief auf das Wasser hinunter angelegt waren. In altmodischer Traulichkeit blickten sie aus den Fensterlein ihrer Gartenhäuschen auf die wild vorüberstürmende Plessur, nicht ahnend, welches Unheil sich dort unten für sie vorbereitete. Und wer erinnert sich noch an den imposanten Terrassengarten des weiland Bürgermeister Albertinischen Hauses und an andere mehr?

Es ist dies ein altes, vornehmes Haus in italienischem Stil, das vor mehr als zweihundert Jahren der Bürgermeister Schwarz erbauen und anlegen ließ. Man nannte es zur Zeit des Chronisten Sererhard (1741) das Haus der Ambassadoren, weil diese Herren dort Wohnung zu nehmen pflegten. Die Gegend an der Plessur, «im» oder «auf dem Sand» genannt, war auf beiden Ufern von altersher von adeligen Familien bewohnt. Im «Türligarten» nennt jedoch der Chronist Sererhard statt der späteren Tscharner die Raschèr als Bewohner. Das Obertor hat viel von der gemütlichen Gastlichkeit bewahrt, die alten Stadttoren zu eigen war, als die Bewohner stets aus den engen Mauern ins Freie hinaus strebten.

Auf der Brücke stehen und sitzen immer plaudernde Männer und auf den Bänken in der geschützten Ecke unter den Bäumen erst recht. Auch viele alte Männer, die das Leben in Ruhestand versetzt hat, sieht man dort, die wohl ihren Gedanken über das Einst und das Jetzt nachstudieren und der Plessur zuschauen, wie sie so gesittet durch den grünen Baumtunnel daherfließt, statt wie früher als ausgelassener Wildfang über Stock und Stein zu springen. Dann sehen sie nach dem alten Wirtshaus «Zum Rößli» hinüber. Seine dem Obertor zugewandte Seite bildet mit der alten, baumbepflanzten Lendischen Gerberei und dem großen Brunnen ein heimeliges Stück von Alt-Chur. Aber vor dem «Rößli» stehen keine Krippen mehr für die wackeren Rößlein, die ihre Lasten die Roßstraße hinauf- und hinunterzogen, und am Brunnen werden keine mehr getränkt. Die Neuzeit hat Hafer, Heu und klares Brunnenwasser durch Benzin und Petroleum ersetzt.

Die so hinsinnierenden alten Leute werden von ihren Erinnerungen abgelenkt. In ihrer Jugend nie vernommene Töne lassen sich vernehmen. Ein heiseres Krächzen, Fauchen und Pusten, Autos fahren heran und verschwinden nach allen Richtungen. Dann kommt auch noch pfeifend ein riesiger Autobus. Ein altes Mannli schaut ihm zu und meint, es sei doch viel schöner gewesen Anno dazumal, als die hochbepackte, prachtvolle gelbe Kutsche der eidgenössischen Post, durch die Wölbung des Tores rasselnd, in die Stadt eingefahren sei, wie der hochgestiefelte, flott uniformierte Postillon martialisch mit der Peitsche knallte oder, das Horn von der Hüfte nehmend, ein Liedlein blies und durch die Untergasse nach dem Kornplatz fuhr, wo sich neben dem «Roten Löwen» Post und Posthof befanden.

Die Zeit vergeht. Die Obertorer Uhr erhebt ihre greisenhaft dünne Stimme. Es ist die gleiche, die Generation um Generation von Churern ihre erste und letzte Stunde schlug, sie getreulich durch längere oder kürzere Lebensläufe begleitend. In pietätvollem Verständnis hat man die alte Uhr an ihrem Platze gelassen, nur ihre Visage mußte die alte Dame einer zeitgemäß modernen Verschönerungprozedur unterziehen, so daß sie jetzt, ihrer alten Stimme zum Trotz, blühend und jugendlich aussieht. Innerhalb des Tores und der ganzen Obergasse entlang scheinen mir die vielen Jahre fast spurlos vorübergegangen zu sein. In der Nähe des Tores stand dazumal die Bäckerei Rechsteiner, die ein beliebtes süßes Kaffeegebäck aufgebracht hatte. Es waren kleinere Kuchen in der Form der heute allgemein verbreiteten «Gleichschwer», aber bedeutend besser, und die «Amerikaner» hießen.

Das einzige, was mir in der Obergasse als Neuerungen auffallen kann, sind gelegentliche Firmawechsel der gleichen Läden, die sich heute aber eleganter präsentieren, und aus den Nebengäßchen sind die Fuhrhaltereien, die Stallungen und die schon damals mehr oder minder verschämten Misthaufen verschwunden.

Am St. Martinsplatze drängen sich mir die Kindheitserinnerungen erst recht truppweise auf. Viel lebhafter ging es da auf diesem schönen, alten Platze zu. Obst- und Gemüsemarkt wurde hier abgehalten sowie auch der Andreas- und der Maimarkt. Zahlreiche Kundschaft vom Lande füllte die Läden ringsum und staute sich vor den Buden, und durch das Gewimmel hindurch drängten wir Schulkinder uns seelenvergnügt mit unseren paar

Rappen, mit denen wir, solange sie noch in unserem Besitze sich befanden, was aber nie lange dauerte, den halben Markt erstehen zu können glaubten, doch lockten gar viele sehr vergängliche Genüsse, und war es Andreasmarkt, so stand auch noch der kleine italienische Marrenbrater unverbrüchlich an der bekannten Ecke. Viele Jahrzehnte lang erschien der treue kleine Mann jedes Jahr im Herbst zur Zeit der reifen Trauben und des süßen Weines.

Das Prachtstück des Martinsplatzes, der uralte Steinbrunnen, erschien damals gar sehr vom Zahn der Zeit benagt, während er jetzt in identischer Treue neu hergestellt ist. Wie heimelig erscheinen mir die beiden Aufgänge zum Hof, sei es auf der Seite des heute bedeutend reputierlicher sich ausnehmenden Bärenloches, sei es auf jener der gar so traulich sich ausnehmenden alten, kleinen Bäckerei Lendi.

Noch steht das gleiche Bänklein neben der Ladentüre, aber darüber schaukelte damals das altmodische Aushängeschild einer Bretzel, das Ganze wie ein niedliches Bildchen aus der Biedermeierzeit.

Ach, wir waren ja dazumal selber noch in der guten, alten Biedermeierzeit und wußten es nicht! Das alte Chur besaß noch eine ganze Auslese altmodisch origineller Figuren, die in jedes Spitzwegbild hineingepaßt hätten.

Unverändert ist der Platz vor dem Durchgang unter der Hofkellerei mit den zwei großen, alten Gebäulichkeiten, dem prächtig imposanten Spinöl und dem «Zum Friedhof» genannten Haus, dem heutigen Rätischen Museum. An beide knüpfen sich für mich persönliche Erinnerungen. Im ersteren wohnte der als Mensch wie als Arzt gleich treffliche Doktor Raschèr, unser Hausarzt, bei dem ich einen Stein im Brett hatte, welcher gewiß noch gewichtiger gewesen wäre, wenn der gute Mann gewußt, welche Ehre das gar nicht so robuste kleine Wesen seiner ärztlichen Behandlung machen würde! Aus dem zweiten Haus holte sich mein Großvater väterlicherseits seine zweite Frau, ein Fräulein von Buol.

Ob die heutige Stadtschuljugend sich auch noch so lebhaft für die Fronleichnamsprozession interessiert wie wir? Keine konnten wir vorübergehen lassen, ohne hinauf zu stürmen, um wenigstens für ein Weilchen den Feierlichkeiten zusehen zu können. Die weißgekleideten, bekränzten kleinen Mädchen, die gesenkten Auges so sittsam daherkamen, die Musik, der feierliche Orgelton aus dem Dom, das Psalmodieren, die Böllerschüsse imponierten uns gewaltig.

Schöne und fröhliche Erinnerungen haften an meinen Schuljahren. Die damaligen Schüler hatten es leichter als die jetzigen. Sie waren nicht mit so zahlreichen Fächern und Hausarbeiten überbürdet und durch stete Examen geängstigt und geplagt. Für das viel weniger anspruchsvolle Leben war dies auch nicht so unerläßlich. Was uns etwa mangelte, dafür sorgte das Leben selbst, daß wir es lernten.

Der Kornplatz mit dem benachbarten Stadtschulhaus ist das eigentliche Revier meiner hier sehr lebendig werdenden Reminiszenzen. Die Läden, in denen wir unseren bescheidenen Schulbedarf kauften, gehören auch dazu. Schokolade und ähnliches Naschwerk, mit dem die moderne Kinderwelt überfüttert wird, kamen nicht in Betracht. Das einzige Geschäft, das unseren nicht verwöhnten Gaumen reizen konnte, war die Capellersche Apotheke, wo wir mehr durch gute Worte als durch Geld den herrlichen Gerstenzucker zu ergattern wußten, der uns als der Inbegriff aller wünschbaren Leckerbissen erschien. Schlimmstenfalls mußten «Bärendreck» oder Süßholz herhalten, aber lieber waren uns schon die schöngedrehten Stangen des Gerstenzuckers.

Da steht der von den Kindern stets erkletterte alte Brunnen, und gegenüber zeigt mir eine offene Haustüre, im düsteren Zwielicht ihres Unterhauses, die Walstatt, auf der ich mit einer Klassenrivalin einen Zweikampf ausfocht, bei dem nur so die Haare flogen.

Als Erstkläßler hatten wir unsere Schulstube in dem langen alten Gebäude auf dem Kornplatz, das so vielen Zwecken dienen mußte. Unser Lehrer war Herr Camenisch, ein freundlicher, geduldiger Mann. Ich erinnere mich auch noch sehr gut der übrigen Klassenlehrer, ihrer Namen, äußeren Erscheinung und Eigenheiten. Da waren in der Reihenfolge der Klassen Herr Christ jun., Herr Schweitzer, dann die Herren Hitz, Schlegel, Christ sen. und Laib für die oberste Klasse. Die Schüler waren nicht so zahlreich, daß jeder Lehrer nicht gut mit seiner Klasse und seiner Schulstube hätte fertig werden können. Ich glaube, daß wir kaum zwei Dutzend Buben und Mädchen waren; an elf Mädchen und acht Buben entsinne ich mich genau und kann deren kaum so manche vergessen haben, auch wenn sie mir höchst gleichgültig waren. Unserer fünf bildeten wir nämlich in unserer Mädchenklasse eine ganz exklusive Clique, nicht etwa aus Größenwahn oder weil wir uns durch besonderes «Bravsein» hätten auszeichnen wollen — leider eher das Gegenteil —, sondern weil wir ganz speziellen Liebhabereien huldigten. Alles, was wir unternahmen, unsere Streifzüge, unsere Ausflüge usw. mußte, wenn immer möglich, einen Stich ins Romantische, ins Abenteuerliche besitzen. Eine andere Spezialität von uns war es auch, daß jedes irgendwie aufregende Vorkommnis, das sich in unserem guten Städtchen zutrug, von uns möglichst brühwarm besichtigt und begutachtet werden mußte. Brannte ein Haus in erreichbarer Stadtnähe ab, so mußten dessen noch rauchende Trümmer von uns in Augenschein genommen werden. Ein Mann erhängte sich im Totengut. Schnurstracks rannten wir hinaus. Wenn wir auch nicht hoffen durften, den Selbstmörder noch an Ort und Stelle zu finden, so wollten wir doch den Schauplatz seiner unseligen Tat gesehen haben. In der Nähe des Roßbodens flog um die Mittagszeit eine Pulvermühle oder ein -depot in die Luft. Nach dem Essen liefen wir in höchster Eile nach der Unglücksstätte. Obwohl die

Zeit bedenklich mit unserer Klassenstunde kollidierte, brachten wir es dennoch fertig, in der letzten Minute vor Beginn des Unterrichtes zurückzusein, wenn auch atemlos, mit brennenden Wangen und wirrem Haar. Ein andermal trat der Rhein weit über seine Ufer. Hier pressierte die Sache weniger, wir konnten sie gemütlich nehmen und an einem freien Nachmittag hinauspilgern. Haldenstein, Felsberg, der Rhein waren ohnedies ein beliebtes Ziel unserer Wanderungen. Um die schöne Osterzeit erkletterten wir die Ruine Lichtenstein, wo wir Anemonen und andere Frühlingsblumen fanden; im Sommer kühlten wir unsere heißgelaufenen Füße in den Fluten des Rheines, wobei mir einmal das Mißgeschick passierte, einen Schuh zu verlieren. Schließlich war ich froh, daß Vater Rhein mir gnädigst den anderen und die beiden Strümpfe gelassen hatte.
Im Herbst wanderten wir nach dem Fürstenwald, der damals ein wahrer Zyklamengarten war.
Wenn ich an alle die oft abenteuerlichen Streichereien in der herrlichen Umgebung von Chur zurückdenke, wird es mir noch warm ums Herz.

«Schöne Welt, wo bist du,
Blütenalter der Natur?»

Wie wir in der fünften oder sechsten Klasse dazu kamen, N i e l e n zu rauchen, nachdem der Gerstenzucker glücklich überstanden war, weiß ich nicht mehr, dagegen ist die Stätte unseres «Rauchkollegiums» an einer Hecke, wo auch unser Rauchmaterial zu finden war, in meiner Erinnerung unzertrennlich mit dem Kett und dem damaligen Stadtbaumgarten verknüpft. Dort ließen wir uns nieder und rauchten auf Tod und Leben, bis es einer nach der andern schlecht, sogar sehr schlecht wurde. Dann erklärten wir die Sitzung für jenen Tag als geschlossen. Wir hofften nämlich zuversichtlich, uns nach und nach an unser Kraut gewöhnen zu können. Den Tabakrauchern ging es ja anfänglich auch nicht besser. Das mußte wohl so sein.
So waren wir allmählich in die siebente Klasse hinaufgerückt, allem Anschein nach nicht bräver und nicht fleißiger geworden; denn eines Tages erklärte Herr Laib, unser Lehrer, im Brustton tiefster Überzeugung, diese seine Klasse sei ein Nagel zu seinem Sarge! Natürlich war damit nicht die Klassenmajorität, alltägliche Durchschnittsschülerinnen, gemeint, sondern wir fünf oder sechs, deren überschäumendes Element und geistige Elite!! Wir stutzten. Das hatten wir nicht erwartet. Das klang unheimlich, obwohl wir uns sagen mußten, der gute Herr Laib sehe gar nicht darnach aus, als ob er schon an seine Sargnägel denken müsse. Auch sein Appetit schien noch gar nicht gelitten zu haben. In der Geographiestunde marschierten die berühmten Straßburger Gänseleberpasteten in Parade gleich nach dem Münster daher, und die delikaten Göttinger Würste fanden neben der Universität ebenfalls eine liebevolle Erwähnung. Immerhin hatte Herr Laib ins Schwarze getroffen. Es trat eine heilsame Wendung bei uns ein. Wir wurden gesetzter, aufmerksamer und fleißiger, die Aufgaben, die Aufsätze sorgfältiger ausgearbeitet, alles gründlicher memoriert und nicht erst auf dem Schulweg, eine Angewohnheit, der ich ganz besonders huldigte, weil mein Weg aus der Quader sich zum Memorieren äußerst geeignet erwies. Kurz, der Rest des Schuljahres verfloß zwischen Lehrer und Schülerinnen in ungetrübter Harmonie. Herr Laib konnte sich zu seiner kühnen Metapher nur beglückwünschen . . .
Die Umgebung des Stadtschulhauses am Graben war dazumal fast noch ländlich. An der Stelle des neuen Schulgebäudes stand der große, niedere Werkhof; an der Seite, wo sich die stattlichen öffentlichen Gebäulichkeiten erheben, waren Wein- und Baumgärten, und die Post steht auf dem Grund des ehemaligen Hauses und Gartens des Herrn Hans von Planta. Eine große Zierde des Grabens war der seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit wegen altberühmte Garten des Alten Gebäus.
Der alte Friedhof war noch in Gebrauch. Zwischen ihm und den Baumgärten führte ein schmaler Wiesenpfad, der Schlangenweg genannt, nach dem Gäuggeli.
Wir Kinder besuchten gerne den Friedhof. Es scheint, daß wir uns dort sehr gesittet benahmen, denn niemand hatte etwas gegen diese Besuche einzuwenden. Ich weiß noch, wie ich als kleines Mädchen des öftern eine Spielgefährtin vor ein weißes Marmorkreuz zog, das im leisen Wind von rosenroten Federnelken umweht war, und mit großer Wichtigkeit sagte: «Da drunter liegt meine Mama!»
Damals nannte man Begräbnisse noch «Scaletta», in der Überlieferung der alten Zeit des Scalettatörleins und der Scalettakirche. In meiner frühen Kindheit trugen die Teilnehmer daran eine sehr sonderbare, fast unheimliche Tracht, die unwillkürlich an das dazumal noch viel besprochene Totenvolk gemahnte, nämlich einen langen, weiten, schwarzen Mantel nebst Zylinder.
Lückenlos erhob sich damals vom Obertor bis nach Masans die Pappelallee, die Bürgermeister Albertini nach Niederlegung der Ringmauern hatte pflanzen lassen. Kein Stadtteil hat eine so radikale Veränderung und Überbauung durchgemacht wie der des Untertores. Was war das einst für eine belebte und wichtige Gegend. Was von der Herrschaft, von der unteren Schweiz, überhaupt von Norden her kam, wurde von der stattlichen Pappelallee wie von einer Ehrenparade pompös empfangen und wieder hinausgeleitet. Aber der Gäste wurden immer weniger. Mit der Eisenbahn blieben die leichten Wägelchen der einkaufslustigen Herrschäftler, die mit Frachtgut schwerbeladenen Fuhrwerke, die Posten und Extraposten der vornehmen Reisenden aus, denn sie benützten die Bahn. Doch die Pappelallee stand trotzdem noch immer in hohem Ansehen und war ein beliebter Spaziergang in allen Jahreszeiten. Im März, wenn Frau Sonne sich mit ihrem flinken Gehilfen, dem Föhn, an ihr großes Frühlingsputzen machte, den Schnee von Wiesen und Abhängen

fegte, statt der grauen, schweren Wintervorhänge lustig flatterndes weißes Wolkengewebe an den blauen Himmel hing, überall grüne, blumenbesäte Teppiche ausbreitete, war es hier draußen schon wonnig warm, während über der Stadt noch vielfach der düstere Schatten des Pizockels lastete. Doch all dies ist nichts gegen den Herbst. Churs Glanzzeit ist der Herbst. Wenn anderswo sich schon drückende Nebel niederlassen, überspannt hier noch von Berg zu Berg, von Felszacke zu Felszacke ein sonnenklarer, blauer Himmel die Landschaft. Das Laub hängt noch an den Bäumen, aber schon prangt es in seinem bunten Reisekleid, bereit, bei den ersten herben Windstößen nach allen Richtungen auseinander zu flattern. Aus den abgemähten Baumgärten und Wiesen tönt sanft klagendes Herdengeläut und mischt sich in den Schrei der in gesammelten Scharen fortziehenden Zugvögel, in den Herzen unnennbare Sehnsucht nach fernen, unbekannten Ländern erweckend.

In den Weinbergen ist es still geworden, und das einzige Kommen und Gehen macht sich noch um die Torkel bemerkbar, seit Menschengedenken stets die gleichen, altersgrauen, von Holunder umwachsenen Mauern, die einmal im Jahre ihr Tor und die festungsgleich vergitterten schmalen Fensteräuglein dem Leben und der Freude öffnen. Was haben diese Torkel nicht alles mitangesehen von jenen alten Zeiten an, da Generation um Generation, noch treu an der väterlichen Scholle hängend, jährlich zu ihnen hinaufpilgerte, die entstandenen Lücken in den Besuchern durch Kinder und Kindeskinder ersetzend.

Die Torkel selbst können nicht erzählen; aber während in ihrer stillen Obhut der Wein gärt, wird in dem alten Gemäuer all das Vergangene wieder lebendig: die Lust und die Wehmut, die wohlige Behaglichkeit, die Unrast und die Begierden. Es umkreist den werdenden Wein und ist im fertigen Tropfen als subtilste Substanz und als Bouquet zu finden ...

Durch enge, von uralten Mäuerchen eingefaßte Hohlwege kommt man aus dem Lürlibad nach Masans hinunter. Das ganze Jahr hindurch sind diese Hohlwege nie so reizvoll gewesen wie jetzt im Herbst. Im Gebüsch, an den Böschungen und auf den lose gefügten, mit Moos und Erdbeerkraut überwucherten Mäuerchen leuchtet es rot von Hagebutten und Vogelbeeren, unter den Füßen raschelt das abgefallene Laub der Nußbäume, das einzige Geräusch auf den einsamen Pfaden, wenn nicht ein verspätetes Vogelstimmchen sich vernehmen läßt, ein Eichhörnchen über den Weg huscht oder der Wind durch die Bäume streicht.

Und das alte Masans! Wie heimelig war es dazumal mit den altvertrauten Häusern, den Gartenmauern, aus denen etwa der verstaubte Fensterladen eines Gartenhäuschens herausguckte. Und die vielen Wein- und Baumgärten. Ich erinnere mich noch eines sehr großen, in den wir offiziell mit der Stadtschule in die «Chriesi» gingen und zum Überfluß noch mit einem gewaltigen «Chriesimaien» bewaffnet heimkehrten. Natürlich alles für ein paar Rappen! Es war ja noch die gute alte Zeit.

Die Eisenbahn hatte, wie bereits gesagt, Veränderungen hervorgebracht, aber immer noch ließ sich im alten Chur das ruhig behagliche Dasein führen, an das man gewöhnt war.

Das Untertor mit seiner tiefen Wölbung und seinen wuchtigen, angelehnten Torflügeln, die allerdings schon lange, lange nicht mehr geschlossen wurden, stand noch felsenfest da und schien Jahrhunderte in die Schranken fordern zu wollen. Von gleicher Gesinnung beseelt schienen auch die beiden riesigen Pappeln, die auf erhöhten Postamenten zu beiden Seiten des Tores Wache hielten. Sie erschienen wie zwei gewaltige Grenadiere, die an der Spitze der übrigen Garde sich rechts und links ihres Gebieters aufgepflanzt hatten.

Vom Tore ausgehend, standen noch Überreste der Stadtmauer. Gegen den Steinbruch hin schlossen sie mit einem festen, runden Turm ab, dem sogenannten Hexenturm, in dem ein Hufschmied sein Wesen trieb.

Es war eine belebte und beliebte Gegend um dieses Untertor herum. Fuhrwerke, Kutschen, der gelbe Postwagen aus der Herrschaft und dem Unterland kamen und gingen; Vieh wurde vorübergetrieben, getränkt, gelegentlich zum Kaufe angeboten — die großen Viehmärkte fanden auf der Quader statt —, vor allem aber schien sich «am Brunnen vor dem Tore» eine permanente «Ferkelbörse» etabliert zu haben, denn nie kann ich mir den Ort, so wie er damals war, ohne das Gequitsche dieser renitenten jungen Borstentiere vorstellen. Häufig genug ließ sich auch in nächster Nähe ein Karussell nieder. Wenn dann dessen Drehorgel in schleppendem Tempo ihre alten Opernweisen herunterleierte, der Hufschmied im Hexenturm seinen Ambos bearbeitete und der Chor der Ferkel quitschte, gab es eine Symphonie Pastorale, die ihresgleichen suchte.

Aber auch substantiellere Genüsse lockten hier. Auf dem Postament der beiden Pappeln saßen immer Marktweiblein mit Mütschli und anderem mehr oder minder altbackenem Gebäck und auch Obst. Von letzterem interessierten mich nur die ersten Chriesibüscheli, wenn es in unserem Baumgarten noch keine Kirschen gab oder sie noch außerhalb meines Bereiches waren.

Doch all dies wurde fast übertroffen von dem, was das Tor innerhalb in Bereitschaft hielt. Gleich rechts, dem «Sternen» gegenüber, befand sich das uralte Backstüblein der alten Frau König, mit einem niedrigen, aber breiten, gewölbten Fenster nach der Gasse. In dem stockdunkeln Unterhaus mußte man sich ein paar Schritte vorwärts tasten, dann öffnete man eine Türe, und warmer, unerhört würziger Fleischpastetenduft schlug einem entgegen. Man mußte gewappnet sein, um von diesem Ansturm appetitreizenden Geruches nicht überwältigt zu werden. Wehe, wenn es gerade Znüni- oder Marendzeit war! Glücklicherweise betrat man selten dies Heiligtum des Lukullus ohne den nötigen Obolus zu besitzen, das heißt mindestens

fünf Rappen für ein Pastetchen. Es konnte sich aber auch ereignen, daß man eine Bestellung auszurichten hatte und daß die Pastetenbäckerin, im Drange der Arbeit, vergaß, dem kleinen Boten einen Botenlohn zu entrichten. Dann war die Prüfung hart ... Sobald die Pastetchen aus dem Ofen kamen, füllte eine rotbackige «Jumpfere» damit ihren sorglich mit Servietten belegten Korb und wanderte, im «Sternen» beginnend, ihre tägliche Bahn, von Wirtsstube zu Wirtsstube die Herren am Stammtisch und andere Sterbliche beglückend — denn es war Churer Znünizeit.

Doch die neuen Zeiten schliefen nicht. Bündnerisch bedächtig, aber unaufhaltsam rückten sie heran.

Welche elende Beleuchtung waren doch diese Öllaternen! In anderen Schweizer Städten hatte man bereits das Gas, man mußte es auch haben. Eine Gasfabrik sollte beim Untertor gebaut werden. Aber ein Hexenturm in deren Nähe! Ein solch lächerlicher Anachronismus konnte unmöglich geduldet werden, ebensowenig die Überreste der Stadtmauer. Auch das Tor hatte sich überlebt, überdies trug es viele Sünden auf dem Kerbholze, von denen nicht die kleinste der Vorschub war, den es, wie man ihm vorwarf, den beiden wilden Gesellen, dem Nordwind und der brausenden Pappelallee, leistete.

Waren das zügellose Herbstnächte, wenn der Nord, Berge von dürrem Laub, Staubwolken und Papierfetzten vor sich herjagend, die Pappelallee erreichte, die ihn mit dem Gebrause einer wildgepeitschten See empfing! Ihr Getöse vereinend, fuhren sie wie das wilde Heer gegen das Untertor, in dessen willig geöffneter Wölbung sie einen tollen Wirbel aufführten.

Die flackernden Öllaternen waren nicht damit einverstanden. Jeden Augenblick war ihr Lebenslichtlein in Gefahr ausgelöscht zu werden. Wie arme Seelen in Pein kreischten und wimmerten sie an ihren schwankenden Ketten.

In der ganzen Umgebung des Tores konnte niemand mehr schlafen. Alles lauschte dem Sturm. Ein Fenster öffnete sich, ein spähender Kopf erschien und zog sich ebenso schnell wieder zurück. Es ist ja Quatembernacht, und in solchen Nächten ist es draußen nicht geheuer ...

Wer hatte noch Sinn für solche wilde Romantik? Wen konnte in friedlichen Stunden der stille Zauber des alten Tores noch rühren, außer einigen verschrobenen alten Menschen!

Das Tor mußte verschwinden, und es verschwand mit allem, was mit ihm zusammenhing. Die Neuzeit war momentan befriedigt. Die Pappelallee durfte noch ein paar Jahrzehnte stehen bleiben, aber ihr Ansehen und ihre Glanzzeiten waren dahin. Sie war nicht mehr die stolze Ehrengarde, die auf dem Posten stand, um die Gäste mit Pomp nach dem Tore der Stadt zu geleiten. Immerhin erlebte sie noch ein paar glanzvolle Tage, wie das Aufleuchten einer untergehenden Sonne und einer untergehenden Zeit. Das war während der Calvenfeier, als sie so majestätisch das schöne Festbild abschloß. Doch alles war vergebens. Der Tag kam, an dem die alte Garde im Staube lag, die ganze Gegend öde und kahl wie eine Heide zurücklassend. Chur sah jetzt, was es verloren hatte, und trauerte um seine Pappelallee.

Aber warum denn? ...

Warum? Weil das Alte und Würdige dem Neuen Platz machen muß. Nicht nur die Erzeugnisse von Menschenhänden, sondern auch das, zu dem die Natur in stillem, geduldigem Schaffen Jahrzehnte um Jahrzehnte gebraucht hat, wird ohne dringende Notwendigkeit in einem Nu rücksichtslos vernichtet.

Dies gibt's bei mir nicht: Es gelingt mir stets, dem fehlenden Geschmack nachzuhelfen, indem ich

MAGGI's WÜRZE

verwende; ich schätze ihre unvergleichliche Wirkung und ihre unerreichte Würzekraft.

Maggi's Würze dient aber nicht nur zum Verbessern von faden Suppen und Saucen, sondern hebt auch den Geschmack mancher Gemüsegerichte.

Verlangen Sie beim Einkauf ausdrücklich Maggi's Würze und achten Sie auf die typische Form der Flasche, die gelb und roten Etiketten und den Namen MAGGI.